

Nr. 87. Bromberg, den 27. April 1928.

Der Mann, den die Welt nicht sah!

Ein Roman von Traum und Sein
von **Hanns Marschall.**

12. Fortsetzung.

8. Kapitel,

in dem Lanis Carlson nach Singapore unterwegs ist, und der Zufall ihn mit Jolanthe Marazeth zusammenführt.

„Volldampf voraus!"

Der erste Maschinist im Heizraum, tief im Innern des Schiffes, nackt bis zum Gürtel, sah zum Sprechrohr hinüber, aus dem der Befehl klang, wischte dann langsam und bedächtig den Schweiß, der in dicken Perlen aus seinen Poren drang, ab und rückte Zentimeter um Zentimeter den Hebel herunter.

Die Turbinen heulten auf wie geschlagene Tiere. Das Zittern und Brausen verstärkte sich. Von unsichtbaren Kräften getrieben wuchteten die Kolben schneller und schneller.

Die „Nagasaki" hatte soeben die Themese-Mündung verlassen und befand sich in freiem Fahrwasser. Ruhig und gleichmäßig durchfurchte der Bug des japanischen Dampfers die Wasser des Kanals. Am Heck des Schiffes zischte weißer Gischt auf. Möwen folgten in langen Schwingungen dem Dampfer.

Vor einer Viertelstunde hatte der Lotse den Dampfer verlassen. Der Kapitän der „Nagasaki", ein kleiner, schmächtiger Japaner, sah mit stereotypem Lächeln auf den Kompaß, blinzelte zuweilen zur Sonne hinauf und winkte schließlich dem ersten Offizier, der an die Reeling gelehnt unbeweglich nur auf das Zeichen des Vorgesetzten gewartet hatte.

„Das Wetter hält an!" sagte der Kapitän leise, als der Offizier neben ihm stand. „Wir haben eine gute Fahrt!"

Der Offizier sah in das durchsichtige Blau des Äthers und nickte.

„Instruieren Sie bitte die Leute, daß diesmal besonders gut auf die Passagiere Acht gegeben wird!" nahm der Kapitän nach einer Weile wieder das Wort.

Der erste Offizier lächelte verhalten vor sich hin. „Glauben Sie, daß — — —." Er vollendete den Satz nicht sah vielmehr abwartend den Kapitän an.

„Ich glaube garnichts!" kam es zurück. „Es gibt aber viel Dinge zu bedenken, die eintreten können. Man muß auf alles gefaßt sein." Da niemand in der Nähe war, neigte er sich wieder zu dem Offizier und fuhr fort: „Was denken Sie über diese sonderbare Erfindung des — — Carlson?"

Ein Achselzucken war die Antwort.

„Das Abendland richtet sich selbst!" zischte der Kapitän. „Der Tag ist nicht mehr fern, an dem die ganze weiße Rasse sich selbst vernichtet, der Bruder die Schwester, der Sohn den Vater. Sie haben in ihrem Wahn das Heiligste vergessen: Das Menschentum!"

In den Augen des Kapitäns stand ein Leuchten. Seine Augen waren in die Ferne gerichtet, irgendwohin am Horizont, an dem das Flimmern des Sonnenbrandes lag.

„Ich glaube an die Zukunft meines Volkes, wie an die Vollendung des Schicksals der Welt. Alles ist ewiger Kreislauf. Hören Sie wohl: Kreislauf, in dem das Gesunde siegt!"

„Und dieser — Carlson?" fragte der erste Offizier nach einer geraumen Weile.

„Ich wünschte, er wäre hier an Bord der „Nagasaki"!" gab der Kapitän dumpf zurück. Und ganz plötzlich richtete er sich aus seiner zusammengesunkenen Haltung auf und sah den Offizier durchdringend ans seinen Schlitzaugen an. „Halten Sie das für unwahrscheinlich?"

„Nichts ist unwahrscheinlich!"

„Sehr richtig!"

Der Kapitän nagte an der Unterlippe und sann vor sich hin.

„Carlson kann aber ebensogut hier an Bord sein, wie auf acht anderen Schiffen, die heute London verlassen. Er kann auf zehn weiteren Schiffen sein, die heute von Southampton in See gehen! — Wer vermag das genau zu sagen?"

Der Kapitän nickte „Wie aber, wenn er sich bei uns befände und man ihn nach Kobe bringen würde? — Von Kobe nach Yokohama ist nur eine kurze Eisenbahnfahrt, die er unter strenger Bewachung zurücklegen muß. In Yokohama wird man ihm einen Palast bauen, wo er wohnen kann bis an sein Lebensende. Man wird ihn in aller Stille und Heimlichkeit empfangen und gebührend feiern!"

Der erste Offizier hatte mit offenem Munde zugehört. Jetzt griff er an seine Mütze und rückte sie zurecht. Dann sagte er kurz und hart: „Carlson ist nicht an Bord der „Nagasaki"!"

Der Kapitän schwieg. Eine Weile war es still, dann setzte der Offizier hinzu: „Die genaue Untersuchung unseres Dampfers bei der Abfahrt heute früh durch englisches Militär hat garnichts auf sich. Ich bin überzeugt, daß man in den nächsten acht Tagen jedes Fahrzeug untersuchen wird, das England verläßt. Und ich bin auch überzeugt, daß alle Untersuchungen ergebnislos auslaufen werden. Ein Mensch, der sich im Besitze einer Erfindung weiß, die ihn unsichtbar macht, läuft nicht den Behörden in die Hände. Ich verstehe natürlich, wie groß die Erregung der Herren Minister sein muß, aber ich bleibe dabei, daß die Untersuchung der „Nagasaki" heute früh ein widerrechtliches Eindringen darstellt. Englisches Militär ist nicht befugt, auf unserem Schiffe, das japanisches Hoheitsgebiet darstellt, Untersuchungen vorzunehmen!"

„Ich werde in Kobe vorstellig werden!" nickte der Kapitän. „Allerdings glaube ich, daß unter diesen gegebenen Voraussetzungen nicht viel zu erreichen sein wird!"

Der Kapitän stand noch eine Weile wortlos auf der Kommandobrücke, dann schritt er schweigend hinab auf das Deck, wanderte tiefsinnig auf und ab und blieb nur zuweilen stehen, wenn vom Heck herüber die Rufe der Matrosen, die die Taue zusammenrollten, allzulaut herüberdrangen.

Endlich ging er in seine Kajüte hinab und ließ den Offizier vom Dienst kommen.

Instruieren Sie bitte alle Leute genau, daß sie auf die kleinsten Vorgänge an Bord Obacht geben!"

„Sehr vohl!"

„Ich wünsche über alles sofort Meldung! — Die Passagiere werden scharf überwacht. Sollten sich geheimnisvolle Dinge ereignen, die sich nicht gleich klären lassen, erbitte ich gleichfalls umgehend Meldung!"

Der Offizier verschwand.

*

Die „Nagasaki" befand sich auf der Heimreise von London nach Kobe. Sie hatte wie immer viel Frachtgut geladen. Auch einige Passagiere befanden sich an Bord. Die

japanischen Dampfer, die ständig zwischen der Heimat und Europa verkehren, sind nicht stark frequentiert. Der Europäer, der nach dem Osten hinüberfährt, bevorzugt ausnahmslos die größeren und komfortableren Dampfer der Ostasien-Linien. Dennoch kommt es zuweilen vor, daß dieser oder jener die Reise auf einem kleinen „Japaner“ macht.

Zwei Damen und zwei Herren hatten diesmal auf der „Nagasaki“ Kabinen genommen. Es waren zwei junge Ehepaare, die eine romantische Hochzeitsreise nach Port Said machten und die Fahrt auf dem stillen japanischen Schiff der geräuschvollen Überfahrt eines großen Luxusdampfers vorzogen, was begreiflich ist. Dann war noch ein alter Engländer an Bord, ein ganz meschuggener Einsiedler, wie sich alsbald herausstellte, der bis Aden fahren wollte und von dort zu Fuß nach Mekka zu pilgern gedachte. In die Schiffsliste hatte er sich als Professor eingetragen und es war für die anderen nicht allzuschwer zu erraten, daß es sich um einen Altertumsforscher handelte, der in den öden Wüstenstrichen von Tihamma ein neues Tut an chamon-Grab zu entdecken hoffte.

Und dann war noch eine Frau an Bord der „Nagasaki“, die sogleich beim Betreten des Schiffes das Interesse aller Personen erweckt hatte. Sie war eine hochgewachsene schlanke Erscheinung von vielleicht dreißig oder fünfunddreißig Jahren. Schwer hielt es, ihre Heimat zu bestimmen. Ihr vornehmes und sicheres Auftreten, das auf eine Europäerin schließen ließ, stand im vollkommenen Gegensatz zu dem wundervollen braunen Teint ihrer Haut, der in allen Farben schillerte und schimmerte. Die reich beringten schlanken und gepflegten Finger hätten auf einem Wettbewerb um die schönsten Hände der Welt sicher den ersten Preis davongetragen. In ihren Augen loderte die Glut versunkener Märchenreiche aus Tausend-und-einer-Nacht. Es hätte keinen Menschen an Bord des Schiffes, angefangen vom Schiffsjungen bis zum letzten Passagier — ausgenommen den alten Professor, der sich um nichts kümmerte, — gewundert, wenn diese Frau eines Tages ihr Inkognito gelüftet und erklärt hätte, daß sie eine indische Prinzessin aus dem Geschlechte der „Gauthama“ sei.

Da sie sich von allen anderen zurückhielt und auch erst für längere Zeit zum Vorschein kam, als das Schiff sich im Kanal befand, gewann sie an Reiz ganz besonders.

Das war die Reisegesellschaft, die sich auf der „Nagasaki“ befand, und auf die das Personal ganz besonders achten sollte, wie der Kapitän befohlen hatte.

Und noch einer befand sich an Bord und machte die Reise ungesehen mit, einer, der in diesen Tagen die Welt in Aufruhr versetzt hatte: Lanis Carlson.

Er hatte im letzten Augenblick das Schiff betreten, als die militärische Untersuchung abgeschlossen war. Kaum hatte der letzte Mann den Dampfer verlassen, hatte er seelenruhig die Treppe betreten und war ungehindert an Bord gelangt. An die Reeling gelehnt hatte er dem Abmarsch der Soldaten zugesehen, hatte dem immer kleiner werdenden Ufer und der schwindenden Stadt seine besten Abschiedsgrüße zugewinkt, und war dann durch sämtliche Räume der „Nagasaki“ gewandert. Zu seiner Befriedigung konnte er feststellen, daß sich noch vier Kajüten erster Klasse unbesetzt befanden. Lange und eingehend hatte er die Schiffsliste studiert, die im Salon auslag. Die beiden jungvermählten Ehepaare interessierten ihn wenig. Er hatte sie nicht zu fürchten. Junges Liebesglück ist immer blind. Etwas mehr Aufmerksamkeit schon schenkte er dem Professor für Altertumskunde, wie er gleich richtig vermutete. Was hätte sonst ein Professor zwischen Aden und Mekka zu suchen? — Aber wer gab nun wirklich die Gewähr dafür, daß es sich um einen solchen handelte? — Konnte die englische Regierung nicht selbst ohne Wissen des Kapitäns und der Besatzung jedem Schiff einen Detektiv spenden, der die edle Aufgabe hatte, nach ihm zu fahnden? — Er hatte den Professor flüchtig an Deck bei der Abfahrt gesehen. Er machte einen zerfahrenen und abwesenden Eindruck. Also ein Professor, wie man ihn sich immer vorstellt, hatte er gedacht, als er ihn betrachtete.

Er schaltete ihn aus und las den letzten Namen auf der Schiffsliste:

Jolanthe Marazeth!“

Lange hatte er auf die energischen, festen Schriftzüge gestarrt, die so männlich und beherrschend aussahen, wie die Frau es sein mußte, die diesen Namen trug.

Ein Steward hatte ihn aus seinen Gedanken aufgeschreckt. Er kam in den Salon und trat direkt auf ihn zu. Lanis Carlson hatte gerade noch Zeit genug, auszuweichen. Er nahm das Buch, überflog es, und verschwand damit durch einen rückwärtigen Ausgang. Lanis Carlson blieb allein zurück.

„Jolanthe Marazeth!“ murmelte er vor sich hin. Wie dieser Name klang! — Was er in diesem Namen alles fand: Leidenschaft. Die Glut tropischer Nächte.

Jolanthe Marazeth! — Wo hatte er diesen Namen schon einmal gehört? — Wann hatte er diesen Namen schon einmal geflüstert? — Irgendwo mußte es gewesen sein, unten, jenseits vom Äquator. In Buenos Aires. In einer kostbaren Nacht in verschwiegner Hütte draußen vor Bombay, wo die Wasser rauschten und der wehmütige Gesang armer Mädchen zu ihm klang. Oder war es in Padang auf Sumatra in einer Nacht, in der man nicht schlafen konnte?, In der man beim leisen Klingen des Gamelang dasaß und mit halboffenen Augen in den Himmel starrte?

Jolanthe Marazeth — — —

Wer war Jolanthe Marazeth? — — — —

Hieß die Abenteuerin von Mexiko-Tenochtitlan nicht so, die vor Jahren von sich reden machte? — Er hatte mit ihr damals eine traumhaft schöne Woche verbracht, — bis sie eines Tages verschwunden war von der Bildfläche und gemunkelt wurde, daß sie eine Spionin größten Stils sei, wie die Welt sie noch nicht gesehen habe seit der Mata Hari.

Wie hatte er sich nach ihr gesehnt, wie hatte er sie gesucht. Durch alle Städte des Westens war er gereist, hatte überall gefragt. Alles Suchen war vergeblich. Er fand sie nicht mehr.

Jolanthe Marazeth! — — —

Lanis Carlson wanderte unruhig durch das Schiff. Auf dem langen Gang, wo die Kabinen lagen, stand er still und suchte die Kajüte Nummer 7, die sie bewohnte. Leise trat er vor die Tür und lauschte. Nichts regte sich.

Da schritt er weiter, stieg auf das Deck hinauf und lehnte sich an die Kommandobrücke. Von oben herab kam in diesem Augenblick der Kapitän, wanderte auf dem Deck auf und ab und verschwand schließlich im Innern des Schiffes.

Gegen Abend, als Jolanthe Marazeth noch immer nicht zum Vorschein gekommen war, — sie hatte sich das Essen in ihrer Kajüte servieren lassen — betrat Lanis Carlson eine leere Kabine erster Klasse, die dicht neben der ihren lag, schloß sorgfältig von innen zu, und nahm seinen Hut ab.

Aufatmend ließ er sich auf dem Ruhebett nieder und dachte nach. Die letzten Tage waren nicht ohne Aufregung gewesen. Er sehnte sich jetzt nach Ruhe. Ein Lächeln glitt über sein Gesicht, als er daran dachte, wieviel Aufregung er in die sonst so ruhige und immer gefaßte Downingstreet getragen hatte. Er gönnte diesen Herren die Nervosität, die von ihrem unfehlbaren Stuhl herab die Geschichte ihres Landes machten. Mochten sie sich jetzt zerreißen und in den Haaren liegen. Mochten sie einen Kordon rings um ihr Inselreich ziehen. Jetzt war es zu spät.

Plötzlich fuhr er auf. War es recht, was er jetzt tat? — Befand er sich jetzt auf dem richtigen Wege? — Ein eisiger Schreck lähmte seine Glieder. Man hatte drüben in der Regierung nur zu wahr vermutet, daß er Zeuge jener hochwichtigen politischen Verhandlung geworden war, in der die Indienfrage besprochen wurde. Durfte er sich in die Interessen eines fremden Landes mischen? Durfte er seine Erfindung jetzt dazu ausnutzen, einem fremden Volk zu Hilfe zu eilen? — Nach den gestrigen Beschlüssen mußte in diesen Tagen ein Eilkurier mit einer Geheimnote nach Madras, Kolombo und Singapore abgehen, der den dortigen Geschäftsträgern der englischen Regierung neue Befehle über Truppenkonzentrationen an bestimmten Punkten brachte. Wenn seine Rechnung stimmte, konnte dieser Kurier an keinem Punkte früher eintreffen als er. Vielmehr hatte er, Lanis Carlson, noch überall einen Tag Vorsprung.

Aber was ging ihn die Politik fremder Völker an? —

Aus der Kajüte Nummer 7 hörte er ein dumpfes Geräusch. Er horchte auf.

Jolanthe Marazeth! ging es ihm durch den Sinn. Dort wohnte die Frau, über die er sich den ganzen Tag schon den Kopf zerbrochen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Frühlingsnacht.

Die Frühlingsnacht legt um das stille Dorf
Den silbergrauen, duftdurchtränkten Schleier,
Der Unken müdverträumtes Rufen klingt
Herüber von dem strauchumhegten Weiher.

Ein süßer Vogellaut schluchzt leise noch
Von eines Baumes frisch begrüntem Wipfel —
Es trägt der Nacht Gewand den Frühlingshauch
Im allerkleinsten, unscheinbaren Zipfel.

Frieda Callier.

Um den Sieg.

Skizze von Kurt Kühns.

Ein Sonnenstrahl aus abziehendem Gewölk blitzte über den weiten Rennplatz. Silbern schimmerte das grüne Geläuf von dem eben niedergegangenen Regen, und vor den Tribünen wogte, froh der nach den heftigen Güssen des stürmischen Frühlingstages hervorbrechenden Sonne, die Menge der Besucher. Ein festliches Bild: die Damen in den neuesten Frühjahrskleidern, hellfarbig, bunt, wie Beete blühender Blumen, dazwischen die grauen und gelben Gummimäntel und Sportanzüge der Herren, die als einfarbige Falter um diese Blumenbeete gaukelten.

Auf dem Sattelplatz wurden eben die Pferde zu dem großen Frühjahrshürdenrennen gesattelt, dem Hauptereignis des Tages. Hier drängten sich in dichten Knäueln die Zuschauer; man bewunderte die scharrenden, sich bäumenden, erregten Renner, — alles war Leben, Bewegung, Spannung, Erwartung.

Aus dem Wiegezelt trat in schwarzgoldgrüner Bluse und gleicher Kappe der Jockei Fritz Gerlach, ein sehniger, behender Mann mit den harten, ausgearbeiteten Zügen des trainierten Sportsmannes. Eine hübsche junge Frau mit blondem Haar und sanften, lichtbraunen Augen erwartete ihn.

„Wollen mal sehen, was wir machen können!" sagte Fritz. „Zwanzigtausend Mark als Preis sind kein Pappenstiel. Da kann man schon etwas Pferdefleisch dran wagen."

„Stürze nur nicht!" entgegnete die kleine Frau und nahm zärtlich seinen Arm. „Ach, es ist ein fürchterlicher Beruf."

„Du mußt nicht immer an das Schlimmste denken", versetzte Fritz, er liebte solche Unkenrufe vor dem Reiten nicht. „Denke an den Sieg."

Frida schmiegte sich nur fester an seinen Arm. „Ich kann nun einmal nicht anders," erwiderte sie. „Ich werde immer erst froh, wenn alles vorbei ist."

„Du bist ein Angsthäschen!" beruhigte Fritz, halb mitleidig.

Ein großes, schlankes Mädchen trat auf sie zu; der Rock reichte knapp übers Knie, der kecke Herrenhut beschattete ein schmales Gesicht, aus dem große, dunkle Augen blitzten. „Heil und Sieg!" rief die junge Dame und winkte mit der Hand dem jungen Reiter zu.

Fritz machte sich von seiner jungen Frau los. „Nett, daß du gekommen bist, Erna," sagte er. Er senkte seinen Blick tief in ihre strahlenden Augen. Frida, die blaß geworden war, trat zurück, — im Augenblick hatte das Gedränge sie getrennt.

Erna gehörte nicht zu den Leuten, die sich beiseite drängen ließen. An Stelle von Fritz' junger Frau schritt sie jetzt an der Seite des jungen Rennreiters durch die Gasse, die sich diesem bereitwillig öffnete.

„Ich wünsche dir Hals- und Beinbruch", sagte sie ihm leise ins Ohr, „und wenn du siegst, denkst du an das, was du mir versprochen hast! Nicht?"

Er lächelte. Ein Kettchen mit Brillanten. Ein kleiner Wunsch bei der Höhe des Gewinnes. „Ihr Mädels seid doch alle gleich", versetzte er lächelnd.

Erna warf ihm einen langen Blick unter den seidigen Wimpern zu. „Für wen will ich mich denn schmücken?" fragte sie. „Für dich!" setzte sie leise hinzu.

Der braune Hengst Troubadour stand gesattelt. Fritz, jetzt ganz bei der Sache, prüfte Gurte, Gebiß und Zügel und saß leicht und gewandt wie eine Katze im Sattel.

Einzeln ritten die Reiter durch die Schranke; Fritz spähte über die Köpfe der Menge fort. Dort hinten stand sein Frauchen, bescheiden, unauffällig, fast in die Ecke gedrückt, — ein unmutiges Zucken ging um seine Lippen. Dicht an der Schranke aber, in der vordersten Reihe, stand Erna, seine Freundin. Fritz wußte eigentlich selbst nicht, wie er zu dieser Freundin gekommen. Vor kurzem war sie ganz plötzlich aufgetaucht und schien nicht wieder von ihm lassen zu wollen.

„Heil und Sieg!" rief Erna wieder wie vorhin. Fritz neigte den Kopf und lächelte. Das war ein Mädel, temperamentvoll, das mußte man sagen.

Vor ihm ritt sein Freund Philipp. Der drehte sich im Sattel um. „Heute geht's aufs Ganze!" lachte er. „Meine Frau braucht eine neue Pelzgarnitur. Wenn ich ohne Preis nach Hause komme, soll ich mich bei ihr gar nicht sehen lassen." — Auch Fritz lachte. „Das wird so ernst nicht gemeint sein!" bemerkte er. — Philipp wurde plötzlich ganz ernst. „Du", sagte er, „ich habe nicht solch sanftes Täubchen wie du. Die meine hat Mücken wie ein Vollblut. Sie macht's wahr, sage ich dir." — Etwas mehr Vollblut könnte seiner Frida nichts schaden, dachte Fritz.

Sie hatten die Bahn erreicht. Die Stallburschen gaben die Pferde frei, und im Galopp stoben die Reiter an den Tribünen vorüber

Die Pferde schienen zu wissen, um was es sich handelte. Es kam kein Start zustande, so unruhig waren die Tiere, bäumten, bockten, brachen aus. Endlich fiel die Flagge.

Im schärfsten Tempo zog das Feld ab. Fritz verhielt seinen Hengst, um seine Kräfte zu sparen. Er ritt mitten im Feld. Die Führung hatte Philipp auf seiner Stute Mafalda, der Favoritin des heutigen Tages. Ein glänzendes Rennpferd! Philipp ritt es mit der äußersten Verwegenheit, mit Einsatz seiner ganzen Kraft. Rasend war das Tempo, die Stute gewann immer mehr Längen. Sie keuchte schon und war schweißbedeckt.

Da kam die Steinmauer, dahinter der große Graben. Das Geläuf war hier besonders glitschig und vom Regen aufgeweicht. Fritz suchte mit den Augen den besten Absprung. Vorn setzte Philipp zum Sprunge an. Mafalda schien erschöpft, sprang zu kurz — Roß und Reiter stürzten in furchtbarem Überschlag zu Boden.

In mächtigem Sprunge flog Fritz über den Gestürzten fort, — leblos lag der auf dem grünen Rasen, das gebrochene Auge starrte gen Himmel. Um Gottes willen — tot? Keine Zeit, wie in der Schlacht. Weiter! Galopp! Rasendes Reiten! Die nächste Hürde! Fliegende Mähnen, schnaubende Rosse, donnernder Hufschlag.

Das Feld bog in den Auslauf. Jetzt setzte Fritz die ganze Kraft seines Henstes ein. Der zog vor, Länge um Länge. Nur ein Pferd lag noch vor ihm.

„Peitsche! Peitsche!" schrie die erregte Menge. Fritz lächelte. Er brauchte keine Peitsche, er siegte durch seine Kunst. Jetzt kam's. Er gab dem Hengst die Zügel frei, und dahinschnellend, in sausenden Galoppsprüngen, immer sich steigernd, flog sein Troubadour an dem anderen Pferde vorbei und mit drei Längen als Erster durchs Ziel.

Fritz hatte den Hengst sich auslaufen lassen und gezügelt. Im Schritt ritt er zurück, schweißbedeckt wie sein Gaul. Da kamen die Träger über den Platz mit der Bahre. Sie trugen einen Schwerverletzten. Um eine Pelzgarnitur! So ein Weib! Des Siegers Augen wurden starr, — und Erna? War sie denn besser?

Er ritt durch die Schranke; sein Troubadour hob den edlen Kopf trotz Erschöpfung und tänzelte stolz. Fritz saß ernst im Sattel, beinahe finster. „Heil und Sieg!" rief eine gellende Stimme. Erna! Fritz ging diese Stimme durch das Mark. Er wandte sich ab.

Er sprang vom Pferde. Unter der Schar der ihn Umdrängenden hatte er seine Frida erspäht. „Wenn du nur nicht stürzest," hatte sie gesagt. So sprach die Liebe, und er dummer Esel — —.

Fritz stürzte auf sie zu, küßte sie stumm, zog ihren Arm in den seinen und ging mit ihr zu den Ankleideräumen hinüber, ohne sich umzusehen, dicht an Erna vorbei.

Erna verfärbte sich. Es war aus! Ein häßliches Lächeln spielte um ihre Lippen. Na ja, er kniff wegen der paar lumpigen Brillanten!

Das Heiratsversprechen am Operationstisch.

Eine nicht alltägliche Liebesgeschichte, deren Helden ein sehr hübsches Wiener Probierfräulein und ein junger Mann aus einer sehr guten Wiener Familie sind, bildet zurzeit, wie dem „Hamburger Fremdenblatt" aus Wien gemeldet wird, den allgemeinen Gesprächsstoff. Vor einigen Wochen wurde abends auf die Klinik des Professors Neumann ein sehr schönes, schwer erkranktes junges Weib in bewußtlosem Zustande gebracht. Der diensthabende Arzt stellte eine Hirnhautentzündung und die Notwendigkeit einer alsbaldigen Operation fest, und nachdem diese Diagnose am folgenden Tage von Professor Neumann bestätigt worden war, beschloß man, die Operation schon in den nächsten 24 Stunden vorzunehmen. Der Vorschrift gemäß mußte dazu die Einwilligung des jungen Mädchens eingeholt werden, und da diese inzwischen wieder das Bewußtsein erlangt hatte, wurde ihr ein Blankett mit einer Ermächtigung in diesem Sinne zur Unterschrift überreicht, ihr aber gleichzeitig eröffnet, daß die Operation voraussichtlich dauernde Spuren in ihrem Gesicht hinterlassen werde. Entsetzt schob daraufhin die Kranke das Blankett von sich und erklärte, unter keinen Umständen in eine Verunstaltung ihres Gesichtes einzuwilligen; sie bat den Arzt um einen Revolver, um ihrem Leben ein Ende zu bereiten, und ließ sich auch durch die Tränen ihrer Mutter nicht bewegen, in die Operation einzuwilligen.

Am Nachmittag erschienen zwei junge Männer auf der Klinik, um sich nach dem Befinden der schönen Kranken zu erkundigen, und wurden vor ihr Bett geführt. Da erklärte, während die Schmerzen zunahmen, sich diese bereit, das Blankett zu unterschreiben, wenn der eine der beiden jungen Männer sich verpflichte, sie auch dann zu heiraten, wenn durch die Operation ihr Gesicht eine dauernde Verunstaltung erfahren sollte. Der junge Mann — wie sich

erwies, der Freund des jungen Mädchens und Sohn einer bekannten öffentlichen Persönlichkeit — war darüber sehr betroffen, gab aber nach einigen Stunden das verlangte Versprechen und so konnte in letzter Stunde die Operation vorgenommen werden. Sie gelang so gut, daß nicht nur dauernde Heilung zu erwarten ist, sondern auch die drohende Verunstaltung des Gesichtes vollständig vermieden ist. Das junge Mädchen ist wieder so schön wie früher und führt zurzeit wieder den Wiener Damen die neuesten Modelle vor.

Und nun kommt eine minder schöne Wendung der Geschichte: Der junge Mann, der seiner Freundin während ihrer Krankheit die größte Zärtlichkeit erwiesen hatte, erklärt jetzt, aus der Heirat könne nichts werden, denn er habe sein Versprechen nur für den Fall abgegeben, daß durch die Operation ihre Schönheit beeinträchtigt würde; da aber dies nicht der Fall sei, so sei er auch nicht mehr an sein Versprechen gebunden. Das junge Mädchen will diese Begründung nicht gelten lassen, hat vielmehr bereits Schritte unternommen, um die Erfüllung des Heiratsversprechens zu erzwingen, und so wird dieser rührende Herzensroman allem Anschein nach — im Gerichtssaal seinen Abschluß finden.

Die mißratene Fürstentochter.

Eine unangenehme Erfahrung, die der in der Mitte der siebziger Jahre stehende Fürst Sterczinski in Warschau jüngst in seinen alten Tagen machen mußte, hat allem Anschein nach in der letzten Zeit den Leuten nicht wenig zu reden gegeben. Der Fürst erfreut sich keiner Nachkommen, die sein Alter versüßen könnten, und als ihm vor etwa zwei Jahren seine Frau starb, bekam er Sehnsucht nach einem weiblichen Wesen, das ihm wieder etwas Sonnenschein in sein prächtiges, aber gänzlich verödetes Heim zu bringen vermocht hätte. In seiner Vereinsamung kam er auf mancherlei Gedanken, und das Resultat seiner Grübeleien bestand darin, daß er gänzlich in den Bann der Erinnerung an ein Liebesidyll aus jüngeren Tagen geriet. Er besann sich, wie er einst ein Verhältnis mit einem drallen Bauernmädchen hatte und wie diesem Verkehr ein Kind entsproß, für das er zunächst durch eine Mittelsperson hatte sorgen lassen, von dem er jedoch seit etwa zwanzig Jahren nicht mehr das Geringste wußte; er hatte sich nicht mehr um Mutter und Tochter gekümmert und sie vollständig aus den Augen verloren.

Es war nur natürlich, daß der alte Mann in seiner Verlassenheit wieder an das Kind seiner einstigen Geliebten dachte; auch Gewissensbisse überkamen ihn, und er stellte sich die Frage, ob es nicht noch Zeit sein könnte, das, was er in vielen Jahren versäumt, wieder einigermaßen gutzumachen. Darum bemühte er sich nach Kräften, den Aufenthalt seiner Tochter zu erfahren, ohne indessen die geringste Spur von ihr auftreiben zu können. Er ließ sich jedoch durch diesen Fehlschlag nicht abschrecken, sondern wandte sich jetzt an einen Detektiv, dem er zu verstehen gab, daß ihm kein Opfer zu viel sei, um zu dem ersehnten Ziel zu gelangen. Die beiden vereinbarten denn auch ein Honorar von 15 000 Złoty für den Fall, daß es gelingen sollte, den Aufenthaltsort der noch lebenden Fürstentochter festzustellen; außerdem sollten dem findigen Nachspürer alle Auslagen vergütet werden. Nach umständlichen und energischen Nachforschungen gelangte der Detektiv alsdann auf die richtige Spur, aber nur um die betrübende Entdeckung zu machen, daß die Gesuchte vor ein paar Jahren in Wilna in Not und Elend gestorben sei.

Der Warschauer Sherlock Holmes war nun weniger uneigennützig als sein berühmter englischer Kollege, und er fand sich mit dem Gedanken einer nur spärlichen Honorierung seiner Bemühungen statt der für den Fall eines Erfolges in Aussicht gestellten fürstlichen nicht ohne weiteres ab. So begann er sich denn ganz in der Stille, ohne etwas von dem Scheitern seiner Mission verlauten zu lassen, nach einem lebenden Ersatz für die verstorbene Fürstentochter umzusehen. Da sein Beruf ihn mit den verschiedensten Bevölkerungskreisen in Berührung brachte, kostete es nicht allzu viel Mühe, eine Person aufzutreiben, die seinem Zwecke zu dienen geeignet war. Es war ein nicht mehr ganz junges Mädchen von schmuckem Äußeren, namens Sonja Mendschierska, in Wilna wohnhaft, in der Stadt also, wo die wirkliche Fürstentochter sich vor ihrem Tode aufgehalten hatte; bloß hatte diese Sonja nicht gerade den besten Ruf. Was das Aussehen betraf, so konnte man mit etwas gutem Willen einige Ähnlichkeit mit den Zügen des Fürsten herausfinden; dieser war ja übrigens ziemlich alt und eher trübäugig. Das Mädchen ging auch sofort auf das Anerbieten ein, daß es die Rolle einer Fürstentochter spielen dürfe, und triumphierend verbrachte der Detektiv es zu seinem angeblichen Vater.

Wie nicht anders zu erwarten war, gestaltete sich das Wiedersehen zwischen den beiden überaus herzlich. Der Fürst umgab seine Tochter mit allem erdenklichen Luxus, und sie gefiel ihm so gut, daß er sie bald zu seiner Alleinerbin einsetzte. Doch mit der Zeit dachte die schöne Sonja daran, daß ihr Leben als Fürstentochter eigentlich recht langweilig sei im Vergleich zu dem fröhlichen Dasein, das sie vorher in Wilna geführt hatte. Sie sehnte sich nach Zerstreuung und fand sie darin, daß sie Spielklubs und obskure Lokale aufsuchte, wo ihr nach einiger Zeit das Pech widerfuhr, bei Anlaß einer polizeilichen Razzia angehalten zu werden. Die Sache konnte natürlich vor dem Fürsten nicht verborgen bleiben, doch er war milde gestimmt und sorgte in erster Linie dafür, daß es zu keinem öffentlichen Skandal kam. Unter vier Augen machte er allerdings seiner lieben Tochter Vorhaltungen, damit es bei dieser einen Verirrung sein Bewenden haben sollte. Doch Sonja war nicht im geringsten bußfertig, und sie gedachte sich auch fernerhin auf ihre Art zu amüsieren; so nahm die Auseinandersetzung bald einen heftigen Charakter an, die Tochter ließ sich zu Ausdrücken hinreißen, die ein einigermaßen wohlerzogenes Kind nicht in den Mund nimmt, am allerwenigsten seinem Vater gegenüber, und der Wortwechsel endete schließlich damit, daß der ganze Schwindel an den Tag kam. Fürst Sterczinski grämte sich schwer, daß er derart hereingefallen war, doch raffte er sich auf und ließ der Dame die Tür weisen, wußte aber in diesem Augenblick nicht, daß sie sich in den Besitz von etwa 100 000 Złoty und des ganzen Familienschmuckes hatte setzen können, die sie natürlich mit in die ungewisse Fremde mitnahm. Als er die Diebstähle entdeckte, ging er zur Polizei, um die nötigen Maßnahmen zu veranlassen. Diese waren jedoch ergebnislos, und nur so viel konnte in Erfahrung gebracht werden, daß die Gesuchte zuletzt in Gesellschaft des pfiffigen Detektivs gesehen worden war; dieser hatte offenbar immer noch mit ihr Verbindung unterhalten und sich schließlich auch die Gelegenheit zu einem nochmaligen Beutezug auf das Geld des alten Herrn nicht entgehen lassen.

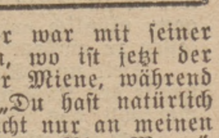
Zu einem Sonnenschein für das verödete Heim ist also der Alte nicht gekommen, wohl aber wird er sich sagen dürfen, daß er eine Hartherzigkeit früherer Tage schließlich noch auf empfindliche Weise habe büßen müssen.



* **Der unersättliche Adler.** Die nicht seltenen Beobachtungen, daß Tiere sich der aus irgend einem Grunde verwaisten Nachkommenschaft anderer mitunter einer ganz fremden Gattung angehöriger annehmen und sie aufziehen, werden um eine weitere vermehrt, die ein Tiroler Jäger jüngst im Gebiet von Schönenbach machen konnte. Dort wurde ein junger Adler gänzlich hilflos von seinen Eltern im Stich gelassen. Bald stellte sich jedoch, wahrscheinlich von dem kläglichen Schreien des armen Tieres herbeigelockt, ein Mäusebussardpaar ein und fütterte den Verlassenen mit rührender Ausdauer. Als der junge Adler jedoch seinen Pflegeeltern über den Kopf wuchs, konnten diese trotz aufopferndster Hingabe seiner Freßgier nicht mehr genügen, liefen vielmehr Gefahr, ihr selbst zum Opfer zu fallen. Deshalb schoß der Jäger, der alles täglich beobachtete, den jungen Adler ab und erlöste damit die Bussarde von ihren freiwillig übernommenen schweren Pflichten. Der Adler hatte bereits die erstaunliche Flügelspannweite von 2,50 Meter erreicht, während Bussarde bekanntlich nur etwa die Hälfte davon erlangen.

Lustige Rundschau

* **Die Regenschirme.** Der Professor war mit seiner Gattin nach Hause zurückgekehrt. „Nun, wo ist jetzt der Zerstreute?“ rief er mit triumphierender Miene, während er zwei Schirme auf den Tisch legte. „Du hast natürlich deinen Schirm vergessen, und ich habe nicht nur an meinen Schirm, sondern auch an deinen gedacht.“ — „Aber Mann“, rief die Frau erschrocken, „wir sind ja doch beide ohne Schirm ins Theater gegangen.“



*

* **Unter Freundinnen.** „Ich feiere nächste Woche meinen dreißigsten Geburtstag.“ — „Ach was! Welch merkwürdiges Zusammentreffen! Auch ich! . . .“ — „Ja, aber ich zum ersten Male! . . .“

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.